

**Predigt über Hiob 14, 1-6.13.15 am drittletzten Sonntag des Kirchenjahres,
11. November 2001 in Gilching und Oberpfaffenhofen**

Liebe Gemeinde!

Trauer um geliebte Menschen tut weh. Abschiede können auch nach Jahren, Jahrzehnten noch schmerzen. Trauer, Klagen und Anklagen, zerbrochene Hoffnungen, Zorn und Scham, wenn wir an die Millionen in Kriegen gestorbener Männer, Frauen und Kinder denken, an die in Konzentrationslagern ermordeten Menschen und die auf der Flucht Umgekommenen. Vor zwei Tagen war der Gedenktag an die Reichspogromnacht 1938. Inmitten der politischen Diskussionen um Terror und Krieg klingen die Stimmen, die an die Vergangenheit erinnern aber eher schwach. Die Schrecken der Gegenwart, die Schrecken des Terrors und des Krieges, des Hungers und der Flucht, Trauer und Klage rücken uns auf den Leib, sooft wir die Zeitung aufschlagen. Warum tun Menschen anderen so Schreckliches an? Kann unser Leben einen Halt finden, diese kurze Spanne zwischen Geborenwerden und Sterben, immer wieder verdunkelt von Schmerz, Hoffnungslosigkeit, Trauer und Schuld? Diese Gefühle und Gedanken bewegen viele Menschen an diesem Sonntag. In diese Gedanken hinein redet Hiob, ein Mensch, der das alles im Übermaß erfahren hat.

Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. Du aber tust deine Augen über einen solchen auf, daß du mich vor dir ins Gericht ziehst. Kann wohl ein Reiner vom Unreinen kommen? Auch nicht einer! Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er sich wenigstens an seinem Tage freuen kann wie ein Tagelöhner. Ach, daß du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt und mir ein Ziel setzen und dann an mich denken wolltest! Du würdest rufen und ich dir antworten. Es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände. (Hiob 14, 1-6.13.15)

Diese Rede ist nur schwer zu ertragen. Darf einer so zu Gott reden? So aufsässig? Was für ein Mensch muß das sein, der es wagt so mit seinem Gott zu reden? Und vor allem: Was muß das für ein Gott sein, der so mit sich reden läßt? Hier redet einer, verzweifelt und zornig, einer, der genug hat. Seine Worte kommen aus einem Abgrund, einem Abgrund, der sich in diesem Menschen auftut. Ein zerrissenes Leben, mürbe geworden in Trauer und Schmerz, kommt noch einmal zu Wort. Hiob hat genug. Genug von der Welt, die ihm einst bunt und heil war, in der zu leben eine Lust war. Nun ist ihm die Welt, die Freude an ihr, zerbrochen. Alles, was ihm in ihr gegeben war, wurde ihm wieder genommen. Von dieser Welt hat er genug. Und Hiob hat genug von seinen Tagen. Einst gab es Lebenstage, in denen er reich und glücklich war, Haupt einer großen Familie: "Sieben Söhne und drei Töchter wurden ihm geboren und sein Besitz stieg auf 7000 Schafe, 3000 Kamele, 500 Joch Rinder und 500 Eselinnen, dazu ein sehr großes Gesinde." Das waren Tage, die Arbeit brachten, aber auch Feste, und sie brachten Freude an Gott, dessen Augen er liebevoll auf sich gerichtet sah. Das war eine Zeit, in der er sich getragen fühlte, ein Leben auf festem Boden. Aber nun lebt er wie auf brüchigem Eis, jeden Augenblick kann er im Abgrund versinken. Hilflos und verzweifelt sitzt er in den Trümmern seines Lebens. Alles ist ihm zerbrochen, plötzlich in sich zusammengestürzt. Die Sicherheit eines glücklichen Lebens erwies sich als Illusion.

Hiob hat genug von der Welt, genug von seinem Leben und er hat genug von seinen Freunden. Zu dritt sind sie gekommen, seine Freunde, um ihn zu trösten. Mit klugen und frommen Worten verstehen sie es von Gott zu reden: Von seiner Gerechtigkeit und seiner großen Macht, von seiner Weisheit und seiner Hand, die Wunden schlägt und wieder heilt. Hiob aber bleibt in ihrer Gesellschaft allein. Und den Abgrund in ihm schließen sie mit ihren klugen und frommen Reden von Gott nicht. Ihre Worte klingen ihm hohl in seiner Trauer und Verzweiflung. "Ich habe genug von den Freunden, genug vom Leben, genug von der Welt", so

schreit dieser Mann Hiob, "und" - fast scheue ich mich es auszusprechen - "genug von Gott!" Und dies, daß er genug hat von Gott, das flüstert er nicht etwa nur vor sich hin, nein, das schreit er Gott ins Ohr. Hemmungslos schreit hier ein Mensch Gott die Wahrheit ins Gesicht. Es ist eine Wahrheit, die klagend, anklagend zu Gott kommt. Hiob wirft Gott vor, daß er so aufdringlich da ist. Immer richtet Gott seine Augen auf den Menschen. Er ist da. Und nicht nur da, sondern immer dabei. Gott überläßt uns Menschen nicht uns selbst, sondern will bei allem, was wir tun und lassen dabeisein. Gott werden wir nicht los.

"Blicke doch weg vom Menschen, damit er seine Ruhe hat!", so bittet Hiob Gott. Er hat von seiner Gegenwart genug. Wir bitten nicht einmal mehr darum, wir tun einfach so, als hätte Gott längst weggeblickt, aber auch dadurch werden wir Gott nicht los. Aber hat er nicht fast teuflische Züge, dieser allgegenwärtige, allmächtige Gott, der seinen Blick nicht von uns wendet, sondern uns schwache, immer wieder versagende Menschen wie Gefangene in einer großen Zelle durch das Loch in der Tür mit seinem Auge verfolgt? "Gott ist ein großer Polizist, der alles sieht und bestraft", so hat ein Kind einmal Gott beschrieben. Ist das Gott oder ist das der Teufel, der uns nicht gehen und nicht stehen läßt ohne auch dazusein? Der uns nichts Gutes und nichts Böses tun läßt ohne auch dabeizusein? Kein Wort, das er nicht hört! Keine Entscheidung, die er nicht kennt! Kein verstohlener Blick, den er nicht auffängt! Wir können Hiobs empörte Bitte an diesen allgegenwärtigen Gott verstehen: "Schau doch weg vom Menschen, von mir, damit ich meine Ruhe habe! Warum verfolgst du mich ununterbrochen mit deiner Gegenwart und deinem Zorn? "

Liebe Gemeinde! Vor einer Woche war der Gedenktag an die Reformation. Dieser Tag hat mehr mit der Empörung Hiobs über den allgegenwärtigen, allmächtigen Gott zu tun, als wir vielleicht meinen. Bevor Martin Luther seine große, befreiende Entdeckung machte, fühlte auch er sich von Gott ständig beobachtet. Er kam nicht mehr zur Ruhe. "Ich laß mich durch ein rauschend Blatt erschrecken, fürcht einen Donnerschlag, muß allzeit sorgen, Gott komme mit einer Keulen hinter mir her und schlag mich an Kopf." Aber dann erzählt Luther, wie er Gottes Gerechtigkeit und seine Allgegenwart mit einemmal ganz neu versteht. Ihm gehen die Augen auf, mit welchem Blick Gott die Menschen anschaut, nicht mit dem Blick eines unerbittlichen Richters, sondern mit den Augen eines liebevollen Vaters, einer liebevollen Mutter. Luther schreibt: "Ich haßte diese Wort "Gerechtigkeit Gottes", die ich als die Gerechtigkeit verstand, durch die Gott gerecht ist und die Sünder und Ungerechten straft. Ich liebte nicht, nein, ich haßte den gerechten und die Sünder strafenden Gott und war im Stillen mit ungeheurem Murren empört über Gott. Als ob es nicht genug ist, daß die Sünder zu Boden geworfen sind durch das Gesetz der zehn Gebote, bedroht uns Gott auch im Evangelium mit seiner Gerechtigkeit und seinem Zorn. So raste ich mit wildem, wirrem Gewissen. Bis ich auf den Zusammenhang aufmerksam wurde, nämlich: Gottes Gerechtigkeit wird darin offenbar, daß der Gerechte aus Glauben lebt. Da begann ich die Gerechtigkeit Gottes zu verstehen als Gottes Geschenk, durch das uns der barmherzige Gott gerecht macht durch den Glauben. Da hatte ich das Empfinden, ich sei geradezu von neuem geboren und durch geöffnete Tore in das Paradies selbst eingetreten!"

Liebe Gemeinde! Wenn wir genau hinhören, dann merken wir auch in Hiobs Rede, daß sich hinter Gottes Allmacht noch etwas anderes verbirgt. Es ist wahr, was Hiob Gott ins Gesicht schreit. Gott läßt den Menschen wirklich nicht aus den Augen. Aber in Gottes unausweichlicher Gegenwart ist noch etwas ganz anderes als nur seine unbegrenzte Macht am Werke. Es ist die Macht seines Herzens. Solange wir nur Gottes Allmacht kennen, kennen wir Gottes Herz noch nicht. Wäre Gott nur groß und mächtig, welchen Grund könnte er dann haben, uns kleine, vergängliche, schwache Menschen nicht aus den Augen zu lassen? Der Mensch ist ein vergängliches, kurzlebige Geschöpf. Er geht auf wie eine Blume am Morgen und am Mittag, wenn ein heißer Wind aus der Wüste weht, verwelkt sie und fällt ab. Er ist wie ein Schatten, der unaufhaltsam kleiner wird, wenn die Sonne steigt und schließlich verschwindet ohne eine Spur zu hinterlassen. Welchen besonderen Grund könnte es für den allmächtigen Gott geben

gerade dieses Geschöpf nicht aus den Augen zu lassen? Es ist Gottes Herz, das uns verfolgt. Seine Sorge, seine Fürsorge läßt uns nicht aus den Augen. Sie begleitet uns und reicht nicht weniger weit als seine allgegenwärtige Macht. Gottes wachsames Auge begleitet uns, nicht ohne die Trauernden und Verzweifelten tröstend anzuschauen und nicht ohne den Liebenden ermunternd zuzuwinkern. Gottes Liebe triumphiert über seine Macht, auch wenn es für uns manchmal nicht so aussehen mag, wenn uns Schuld den Blick trübt oder wir in unserer Trauer seine liebevolle Nähe nicht spüren.

Selbst Hiob in seiner Verzweiflung hofft darauf Gottes Güte, seinen freundlichen Blick wieder zu spüren, wenn er sagt: "Ach, daß du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt und dann an mich denken wolltest. Du würdest rufen und ich würde dir antworten; es würde dich verlangen nach dem Werk deiner Hände." Zu Gottes Liebe und Fürsorge gehört es auch, daß ihm unsere Schuld nicht gleichgültig ist. Es lohnt sich für uns, wenn er sich um jede böse Tat, jedes böses Wort, jeden bösen Gedanken kümmert, wenn er sich all das zu Herzen nimmt. Nur ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder lieben, leiden unter ihren Fehlern. Nur ein Gott, der seine Menschen liebt, nimmt sich ihre Sünde zu Herzen und er zeigt uns an unserem Versagen, unserer Lieblosigkeit, unserer Gleichgültigkeit seine übergroße Barmherzigkeit. Nicht seine Macht schenkt uns einen neuen Anfang, neue Hoffnung, Schritte heraus aus der Traurigkeit, sondern seine überströmende Liebe. Nicht seine alles erreichende Macht, sondern seine unerschöpfliche Liebe ließ Gott auch im Tod seines Sohnes gegenwärtig sein, läßt ihn in jedem Tod, in jeder Trauer und Verzweiflung gegenwärtig sein. Nicht seine Macht, sondern seine Liebe treibt Gott als schwaches, machtloses Kind, als Mensch unter Menschen geboren zu werden. Und sein Erbarmen erträgt es, wenn wir ihm - wie Hiob- die Wahrheit ins Gesicht schreien. Wer so schreit, wird Gehör finden, denn Gott verschließt die Ohren nicht, wenn es um die Wahrheit geht.

Und wenn sich in euch ein Abgrund auftut, dann schreit, schreit Gott in den Abgrund herab. Er wird ihn mit sich selber schließen. Gottes Liebe treibt ihn selbst in den Abgrund, der in jedem von uns zumindest schlummert. Aber auch in die kleinen, alltäglichen Risse und Brüche unseres Lebens läßt er sich hinein. Darum: Ob es nun ein Abgrund ist, der sich bei der einen oder dem anderen auftut, oder aber ein kleiner Riß euch mit euch oder mit anderen entzweit: Ruft Gott herab. Schreit zu ihm hinauf, liegt ihm in die Ohren wie die Witwe dem ungerechten Richter und ruft ihn herab. Er, der alles kann, kann doch eines nicht: die Ohren und das Herz verschließen, wenn ein Mensch nach ihm schreit. Nein, das kann der allmächtige Gott nicht. Das kann er, Gott sei Dank, nicht.

Amen.